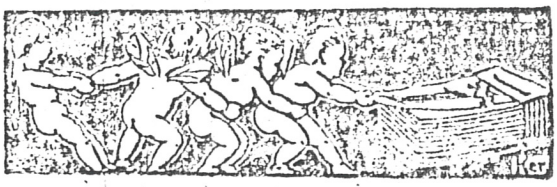
3639 17.02.1928 Fr

A:

T: Vom Verständnis zwischen den Alten und den Jungen.



# Abreißkalender.

Aus dem Jahrhundert des Kindes ragt eine Woche des Jünglings und der Jungfrau.

Die Berichterstattung über den Prozeß Kranz spricht von einer Experimentiersucht der Richter, Lehrer und Eltern den Jugendlichen gegenüber.

Nichts ist befremdlicher und beängstigender als dies Mit-der-Stange-im-Nebel-fahren, wenn die Alten über die Jungen sich ein Urteil bilden wollen.

Man sollte sagen, nichts wäre einfacher. Ein Kaufmann, der früher einmal in der Lebensmittelbranche tätig war, wird sich später, wenn er zum Beispiel in die Berg- und Hüttenindustrie umsattelt, von keinem Nudelhändler ein X für ein U machen lassen. Er kennt genau die Bezugsquellen für Schweizer Käse und weiß über die Qualität aller Kaffeesorten genau Bescheid, auch wenn seine Epicier-Laufbahn dreißig, vierzig Jahre hinter ihm liegt.

Aber das Wissen um die Kinderseele scheint in uns ausgetilgt, sobald wir Männer geworden sind. Wir sind hilflos aufgeschmissen, wenn wir sagen sollen, was in einer bestimmten Lage ein Kind von sechs, ein Junge oder ein Mädel von sechzehn Jahren am wahrscheinlichsten tun werden. Es ist uns unmöglich, uns in die Psyche der Kindheit oder der Pubertät zurückzuversetzen.

So möchte es wenigstens scheinen, wenn man die geschwollenen Reden liest, die manchmal über die Seele des Kindes im Allgemeinen oder eines Jugendlichen im Besondern zum besten gegeben werden. Sie sollen möglichst wissenschaftlich aussehen, im psychometrischen Verfahren ertiftelt, u. wir stehen ihnen gegenüber wie Offenbarungen aus ewig verschlossenen Gebieten, statt daß wir uns Mühe geben, uns zu erinnern, was wir in ähnlichen Lagen wohl getan haben oder hätten.

Denn man hat doch praeter propter alle diese Situationen selber einmal durchgelebt; sie brauchen sich nicht zu den Extremen des Kranz-Epos zugespitzt zu haben, aber in den Randgebieten dieser seelischen Komplexe hat es uns doch mehr oder weniger alle einmal umgetrieben. Wir haben doch alle in einem bestimmten Verhältnis zu Vater und Mutter, zu Geschwistern, Kameraden und Lehrern, zu Vettern und Kusinen, Freunden und Freundinnen gestanden und durchaus nichts Rätselhaftes daran empfunden. Wir sind durch unsere Pubertätsstürme durchgegangen, haben die Schwüle der Aufklärungskrise erfahren und sind dann allmählich mit den Jahren in eine stupende Verständnislosigkeit für all dies chaotische und langsam geklärte Werden hineingeglitten.

Warum? Ist es nicht gut so? Ist es nicht naturgewollt? Wäre es nicht vom übel, daß die Großen die Kleinen so verstünden, als ob sie innerlich noch zu ihnen gehörten?

Und ist es darum nichts Erkünsteltes um die Freundschaft zwischen Vater und Sohn, um das vielgepriesene Verstehen, das die Schüler bei einzelnen Lehrern zu finden behaupten? Man kann sich denken, was sie damit meinen, man hat es durchgemacht. Verständnis soll Nachsicht sein, mehr nicht. Elastisches Eingehen auf das Auslebebedürfnis der Jugend. Vor allem Gerechtigkeit, o ja, aber eine Gerechtigkeit aus Paragummi. Wie die Alten die Jungen nicht verstehen, so verstehen die Jungen auch die Alten nicht und merken darum nicht, daß ihre besten und aufrichtigsten Freunde oft die sind, bei denen sie am wenigsten Freundschaft voraussetzen. Dies vielgerühmte Verständnis einzelner Lehrer für ihre Schüler — und nicht immer für alle — ist oft mit Vorsicht zu genießen. Wie auch die Freundschaft zwischen Vater und Sohn eine Erscheinung ist, die man nicht mit Werkeltagsmaßstäben messen soll. Es gibt ein berühmtes Beispiel solcher Freundschaft, das keineswegs hehre Eindrücke hinterläßt: Alexander Dumas Vater und Sohn. Es täte der Größe dieser beiden Schriftsteller keinen Eintrag, wenn man um ihre Freundschaft nichts wüßte und zum Beispiel nie gehört hätte, daß der Jüngere einmal von seinem Vater, der bekanntlich Negertypus hatte, gesagt hat: „Mein Vater ist so eitel, daß er sich hinten auf seinen Wagen stellt, um die Leute glauben zu machen, er hätte einen Neger als Diener.

Vendredi 17. 2. 1928